

## Die Lusthöhle in Franken

### Seit Jahrzehnten suchen Archäologen in Deutschland nach steinzeitlicher Höhlenkunst. Jetzt wurden sie erstmals fündig. Bei Bamberg stießen sie auf eine vorzeitliche Kapelle voller Erotik

Der Hohlraumbeauftragte des Bundeslands Bayern flucht. Sakrament! Wieder waren Eindringlinge hier. Bernhard Häck sieht das auf den ersten Blick. Als er das letzte Mal die Höhle unter diesem abschüssigen Laubwald aufgesucht hatte, im April, da versperrte er anschließend den Eingang zwischen den Kalkfelsen mit Geäst und Gesteinsbrocken. Aber in der Zwischenzeit muss irgendjemand den provisorischen Verschluss geöffnet haben, die Hölzer liegen anders, die Steine wurden umgeräumt. Nun befürchtet Häck, dass erneut Raubgräber im Boden der Mäanderhöhle gewühlt haben könnten. Er entlässt Kraftausdrücke im schwäbischen Dialekt. Wörter, zu roh, als dass man sie hier zitieren könnte, und die der Angst entspringen, dass einer der spannendsten archäologische Fundorte Deutschlands Schaden nehmen könnte, weil Kriminelle von seinem Geheimnis erfahren haben.

Als Besucher musste ich schwören, den Ort, an dem erstmals in Deutschland steinzeitliche Felskunst gefunden worden ist, nicht zu verraten. Ich musste dreifach unterschreiben, dass ich gänzlich »eigenverantwortlich handle«, wenn ich in Begleitung des Archäologen und Geologen Häck vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege »in die sogenannte Mäanderhöhle (Lkr. Bamberg, Oberfranken)« klettere. Falls ich abstürze, mir das Knie verdrehe, den Schädel breche, besteht kein »Anspruch auf Schadensersatz«. Als weitere Sicherheitsmaßnahme hat Häck bei seiner Vorgesetzten Mitteilung hinterlassen: Sollten wir uns bis halb drei nicht zurückgemeldet haben, bitte Suchaktion starten.

Als der Hohlraumbeauftragte den letzten Kalkbrocken vor dem kloodeckelgroßen Eingang zur Seite schiebt, wendet er mir den Kopf zu und fragt ein letztes Mal ernst: »Sie wollen wirklich rein?« Die Sorgen des Amtes verstehe ich so richtig erst im Loch drin. Häck ist der Einzige seiner Abteilung, der sich reintraut. Im schwülen Entrée sind die möglichen Gefahren noch rein biologisch. Riesige Mücken schwirren einem ins Gesicht, am Gestein lungern fette Höhlenspinnen herum. Nach kurzer Kraxelei führt ein lehmig-schmieriger Spalt zehn Meter fast senkrecht hinab. Mit eingezogenem Bauch muss man sich zwischen die parallelen Wände pressen und dann mit Gottvertrauen abrutschen lassen in den schwarzen Schlund. Klaustrophobie würde der Gedanke daran, dass es nur auf demselben Weg ein Zurück gibt, in den Wahnsinn treiben.

Tief unten in der ewigen Kühle der Grotte – acht Grad auch im Juli – öffnet sich endlich der Raum. Mit der Funzel an seinem Grubenhelm leuchtet Häck gegen die feuchte Wand, an der kugelige Sinterklumpen herabhängen. Er dreht den Kopf und leuchtet in die nächste Ecke: Dort hat das seit Millionen Jahren tropfende Wasser an den Kalkkugeln so etwas wie Nippel hinterlassen. Spätestens bei diesem Anblick zieht die Fantasie wohl in jedem menschlichen Kopf einen Vorhang auf – und der Betrachter staunt über die seltsamen Objekte, die die Natur in diesem Loch im Berg fabriziert hat. Ja klar, das sieht aus wie menschliche Organe. Die Natur hat weibliche Brüste geschaffen! Und da: Hoden. Nicht einzelne Hoden, sondern hundert Hoden.

Dazwischen ein riesiger Penis. Ist der Vorhang erst einmal auf, dann sieht man Geschlechtsteile, wohin man blickt.

Schließlich schwenkt Häck mit dem Kegel seiner Lampe in den hinteren Teil des Höhlenraums und hinauf zu einer dunklen vertikalen Öffnung im Tropfstein. Längst sensibilisiert, sehe ich dort nur noch eins: Hoch über der ganzen Szene thront eine riesige Vulva.

Alles reine Geologie, bis hierhin. Das Gestein, das die heutige Höhle umgibt, ist die Ablagerung eines Meers, das sich vor 150 Millionen Jahren hier ausdehnte. Kalkige Jura-Sedimente, die zu Festland wurden, als die europäische Kontinentalplatte sich hob und das Gewässer sich zurückzog. Schließlich schuf Verwitterung diese Grotte: Wasser drang ins Gestein, Kohlensäure löste den Kalk. Hohlräume entstanden, und jeder Tropfen Wasser ließ beim Fallen an der Decke eine winzige Menge Kalk zurück – Stalaktiten senkten sich herab. Der restliche Kalk landete mit den Tropfen auf dem Boden – Stalagmiten richteten sich auf. Im Lauf von Jahrmillionen entstanden bizarre Figuren, ganz von allein.

Doch dann führt Häck seinen Besucher nah an die obszönen Rundungen heran, zu den steinernen Testikeln, und zeigt ihm Spuren, für die nicht die Geologie verantwortlich gemacht werden kann. Es sind Gravuren, parallele Linien, sich kreuzende Linien, dreieckige Formen. Man könnte sie für zufällige Kritzeleien halten. Doch die Stellen im Fels, an denen diese Zeichen oder Symbole mit Kraft in den Kalk geritzt worden sind, lassen keinen Zweifel zu. Hier sahen Menschen in den Steinformationen dasselbe wie wir heute. Sie haben sich davon inspirieren lassen und eigene Darstellungen in den Kalkstein geritzt. Denn die Gravuren sind nicht irgendwo auf der Höhlenwand verewigt, sondern direkt auf einer Rundung, die aussieht wie die Eichel eines Penis, oder unweit eines weiblichen Torsos oder im Hohlraum hinter hängenden Brüsten. Und die dreieckigen, wie Vulven anmutenden Formen oder die (schematisch eine Frau

darstellenden?) Querlinien: Sie sind kaum zufällig auf jener Kalkformation zu finden, die zwischen stierhodenartigen Klumpen aussieht wie ein Phallus.

Wann Menschen die natürlich entstandene Genitalienkollektion künstlerisch verzierten, verrät womöglich die stilistische Analyse der rudimentären Aktzeichnungen. Häck und den emeritierten Kölner Archäologieprofessor Gerhard Bosinski erinnern die neben hodenförmigen Strukturen platzierten Linien an einen Fund in der Dordogne, wo Steinzeitler in ähnlicher Weise olivenförmige Gravuren an den Seiten eines Phallus gezeichnet haben. Und unweit einer kopflosen Figur, in der die frühen Franken – genauso wie wir heute – wohl die Silhouette einer Frau entdeckt haben, mit Busen, Schulter, Arm, Schambereich und Schenkeln, wiederholten die Kreativen die Umrisse der Schenkel in parallelen Gravuren. Deren Form ähnele den schematischen Darstellungen vom Typ Gönnersdorf, jenen berühmten Frauenbildern aus der Zeit des sogenannten Spätmagdalénien, meinen die Forscher. »Wir tippen auf ein Alter von rund 12 000 Jahren«, sagt Häck. Falls sich dies bestätigen sollte, handelt es sich um den allerersten Fund steinzeitlicher Höhlenkunst in Deutschland.

Zwei geologische Indizien stützen die kunsthistorische Einschätzung. Zum einen hat sich seit Jahrtausenden neuer Kalk auf den Gravuren abgelagert. An mehreren Stellen nahm das Landesamt für Denkmalpflege Proben. Die Dicke der Sinterschicht allein lässt aber noch keine Datierung zu. Hier hilft das Wissen um ein erderschütterndes Ereignis.

Vor 3500 Jahren ist ein Teil des Waldes um mehrere Meter abgesackt, Risse entstanden – auch in den Zeichnungen. Darauf hat sich eine weitere Kalkschicht gebildet. Sie belegt, dass die Menschen die schemenhaften Zeichnungen vor dem Erdbeben in Oberfranken hinterlassen haben müssen. Das bestätigt zwar noch nicht explizit die geschätzten 12 000 Jahre – aber die Gravuren stammen zweifelsfrei nicht aus den letzten Jahrtausenden.

Der Rums in vorchristlicher Zeit hat zudem zur Erhaltung der Höhle beigetragen. Er verschloss den einstigen Eingang und schuf den neuen, schwer zugänglichen. Der Geologie ist zu verdanken, dass die Höhle erst 1991 überhaupt entdeckt wurde. Noch einmal zwei Jahrzehnte dauerte es dann, bis eine Höhlengängerin die Gravuren an den Rändern bemerkte.

Breitbeinig steht Häck am Rand des Raums und schaut verärgert zu Boden. Wieder muss der Schwabe in bayrischen Diensten fluchen. Der 46-Jährige sieht deutliche Spuren menschlichen Wirkens. Zeitgenössische Übeltäter haben nach steinzeitlicher Beute gesucht. »Das war das letzte Mal noch nicht da«, sagt Häck. Seit Monaten graben hier unbekannte Hominiden nach Knochen, Zähnen, Feuersteinklingen, Schmuck oder Kunstobjekten und machen kaputt, was die Wissenschaft ergründen möchte – keiner weiß, was in den Sedimenten noch für Hinterlassenschaften liegen. Doch in Höhlenforscherkreisen kursiert schon das Gerücht, dass hier im oberfränkischen Untergrund ein sakraler Ort mit ungewöhnlicher Einrichtung entdeckt worden sei, den schon in sehr früher Zeit Menschen aufgesucht hätten. Das Raussickern dieser Information gefährdet den einmaligen Schlund im Karst, weil zwielichtige Abenteurer das Eindringen in Höhlen in den letzten Jahren zu einer Art Volkssport gemacht haben, Zerstörung inklusive.

Erst im kommenden Frühjahr wollte das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege an die Öffentlichkeit treten. Dann wird die wissenschaftliche Publikation erscheinen. Doch weil der beteiligte Archäologe Bosinski vorprescht und entgegen allen Abmachungen in einem französischen Verlag Fotos aus der Höhle publizieren wird, ist das Geheimnis nicht mehr unter dem Deckel zu halten. Im Landesamt war man, so ist zu vernehmen, »not amused«: Die Denkmalpfleger fühlen sich von dem Kölner Gelehrten übers Ohr gehauen.

Bosinski, egoistischer Altmeister der deutschen Archäologie, publiziert nicht

zum ersten Mal das Wissen anderer wider alle Absprachen und ohne Rücksicht auf Verluste. Die Bayern aber bringt er damit schwer in die Bredouille. Denn die Mäanderhöhle müsste längst mit Stahl verschlossen sein, damit nicht weitere Räuber den Schatz gefährden. »Aber ein Loch zu verschließen ist nicht einfach«, sagt Häck. In diesem Fall scheint es besonders schwierig zu sein, weil mehrere Ämter beteiligt sind. Die Mäanderhöhle ist einerseits Geotop, also ein naturwissenschaftliches Archiv, andererseits archäologische Fundstätte und damit kulturelles Erbe. Wegen der im Winter hier hausenden Fledermäuse hat auch noch der Naturschutz ein Wort mitzureden. Das Geld für ein Stahlgitter, das die Räuber abhält, die flatternden Säuger passieren lässt und das bestehende Höhlenklima nicht gefährdet, liegt bereit. Und immerhin durfte, entgegen amtlicher Gepflogenheit und »aufgrund der Geheimhaltung« darauf verzichtet werden, mehr als eine Offerte für die Absperrung einzuholen.

Aber nun, da die ins Auge gefasste, spezialisierte Firma das Loch verschließen könnte, fehlt es offenbar noch an politischer Entscheidungskraft. Der Landkreis müsste sofort grünes Licht für den sicheren Verschluss geben. Solange er dies aber nicht tut, schützen einzig moosbewachsene Kalkklumpen und halb morsche Äste dieses steinzeitliche Höhlenheiligtum vor der Zerstörung.

Ob die seltsamen Striche, die den Laien an chinesische Schriftzeichen oder keltische Runen erinnern, tatsächlich als stilisierte Darstellungen von Weiblichkeit zu lesen sind, darüber darf man sich streiten. Offensichtlich ist, dass die frühen Künstler spezielle Stellen für ihren Ausdruck gewählt haben: Nur Geilheit erklärt, denke ich als stiller Betrachter, warum die Typen ausgerechnet jene Öffnung direkt unter der großen Vulva vollkritzelten.

»Stellen Sie sich die Menschen damals vor«, sagt Häck, als läse er meine Gedanken, »die kommen rein in diese nasse, dunkle Höhle und sehen Hoden, Brüste, Pénisse und oben das Geschlecht

einer Frau.« Er spinnt den Faden weiter, erzählt von heutigen Naturreligionen, die in Gegenständen Gottheiten erkennen – vielleicht taten das auch damals die Menschen am Ende des Paläolithikums. Womöglich sahen sie in der Höhle einen Ort der Lust und feierten inmitten der anatomischen Auffälligkeiten wilde Fruchtbarkeitsfeste.

Die Funde in der Mäanderhöhle sind keine großflächigen Gemälde wie die Darstellungen ganzer Tiergruppen in den berühmten Karstgrotten der Pyrenäen. Lascaux, Chauvet, Peche Merle, Rouffignac oder Altamira versprühen mehr unmittelbaren Glanz als die schematischen Gravierungen in diesem fränkischen Loch. Und doch weiß Häck, was er an dem bald berühmtesten Hohlraum in seinem Wirkungsgebiet hat. Denn die paar Striche machen aus dem in der Höhlenforschergemeinde bloß als »Hoden- und Tittenhalle« gehandelten, nur gut fünf Meter langen Raum eine grandiose »Kapelle, in der sich gewisse Initiationsrituale ereignet haben könnten, einen Ort voller Magie«, sagt Häck. Ein paar der Geheimnisse, die diesen seltsam sakralen Ort um-wehen, will er in den kommenden Jahren lüften.

Damit es dann noch etwas zum Forschen gibt, müssen sich die politischen Entscheidungsträger aber sputen. Als wir aufbrechen in Richtung Tageslicht, entdeckt Häck eine weitere Spur seiner schlimmsten Widersacher. Die Raubgräber haben versucht, mit einem Stemmeisen ein Stück Wand abzusprennen. Immerhin nicht dort, wo die Gravuren sind. Aber die Zerstörung reicht aus, um den Hohlraumbeauftragten noch einmal erbeben zu lassen. Und das Loch im nassen karstigen Untergrund füllt sich erneut mit großer Kraft.

Von Urs Willmann

Ist das Wandkunst?

Lange haben Archäologen nach Steinzeitkunst an deutschen Höhlenwänden gesucht. Auf der Schwäbischen Alb kamen Dutzende figürliche Darstellungen zutage: Tiere, menschenähnliche Gestalten und üppige Matronen. Doch Pferd, Vogel, Löwenmensch oder die Venus aus Elfenbein sind bewegliche Objekte. Alles was bisher als Kunst an Felswänden postuliert wurde, entpuppte sich als Spekulation: Auf einem Stein im Hohlen Fels fand sich eine Doppelreihe roter Punkte – ob er Teil einer bemalten Decke und dann heruntergefallen war, lässt sich nicht mehr herausfinden. Auch über fünf Geröllstücke mit Farbspuren aus derselben Höhle kann man nur spekulieren. Ein bemaltes Kalksteinstück und ein dreifarbig verzierter Stein fanden sich im Geißenklösterle, im Hohlenstein wurde rot bemaltes Geröll entdeckt, und in Bayern stießen Forscher in der Oberen Klause auf eine Kalksteinplatte mit drei Doppelreihen roter Punkte. War das Kunst an der Höhlenwand?

Nicht nur Farbleckereien, auch Gravierungen geben Rätsel auf. Im Hohlen Fels fanden sich Stücke der ehemaligen Höhlenwand mit polierten Oberflächen und parallelen Linien, deren Querschnitte belegen, dass sie mit Steinen geritzt wurden. Doch die Stücke erinnern an Felsoberflächen, die Höhlenbären polierten, als sie mit dem Fell daran vorbei-strichen. Die Kratzer könnten im Haar verklebte Steine verursacht haben. Umstritten sind auch zwei Tier-Gravierungen in Bayern: Die Funde im Kleinen Schulerloch und in der Kastlhänghöhle dürften deutlich jünger und damit nicht mehr steinzeitlich sein.

Da nicht immer eindeutig ist, ob es sich bei einem »Werk« um Kunst, um ein Ritual-objekt oder eine Markierung handelt, schlägt der Archäologe Andreas Pastoors vom Neanderthal Museum den neutraleren Begriff »Bildartefakt« vor. Das soll helfen, wissenschaftliche Distanz zwischen Objekt und Interpretation

herzustellen. Am Beispiel Mäanderhöhle lässt sich dies verdeutlichen. Angenommen, die Linien sind tatsächlich graviert, dann wären die Figuren zunächst Bildartefakte. Analysiert man dann die Motive, den Stil und den Kontext innerhalb der Höhle, erhält man Schritt für Schritt eine Ahnung davon, was die frühen Besucher der Grotte womöglich mit ihren Ritzereien bezweckten.

DIE ZEIT Nr. 30 vom 21. Juli 2011